...kalt, Vertreter, Matthof.
Oberwil bei Zug.

289

Vaduz, Mittwoch, 17. August
1932 / 66. Jahrgang / Nr. 95

Erscheint wöchentlich dreimal,
Dienstag, Donnerstag, Samstag

Liechtensteiner Volksblatt

Organ für amtliche Kundmachungen

Bezugspreise: Inland und Schweiz jährlich Fr. 11.—, halbjährlich Fr. 5.50, viertelj. Fr. 2.80 (Postcheck IX 2988) Oesterreich (Postcheck-Konto D 111,699) u. Deutschland halbj. Fr. 6.50, viertelj. Fr. 3.30. Das übrige Ausland halbj. Fr. 8.50, viertelj. Fr. 4.30. Amerika ganzj. Fr. 20.—. Postamtlich bestellt 30 Cts. Zuschlag. Bestellungen nehmen entgegen: Die nächstliegenden Postämter, die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz, in der Schweiz auch die Buchdruckerei Au (Rheintal), Tel. Nr. 100. Schriftleitung: Schaan, Telephon Nr. 55. Verwaltung Vaduz, Telephon Nr. 43.

Anzeigenpreise: die 1spaltige Col.-Zeile

	Annoncen	Reklamen
Inland	10 Cts.	20 Cts.
Angrenz. Rheintal (Sargans b. Sennw.)	15 Cts.	20 Cts.
Uebrige Schweiz	18 Cts.	35 Cts.
Ausland	20 Cts.	35 Cts.

Inseratenannahme für das Inland und Fürstentum: Verwaltung des Blattes in Vaduz, Tel. Nr. 43.
Inseratenannahme für das Rheintal, Schweiz und übriges Ausland: Schweizer Annoncen A.-G. St. Gallen, Tel. Nr. 35.30; und übrige Filialen.

Verworrene Worte.

Von Zeit zu Zeit wird es einmal notwendig, daß einer im Leben seine Meinung kundgibt. Sie muß desto bestimmter sein, wenn es sich um Dinge dreht, die die Oeffentlichkeit berühren, umso bestimmter aber ganz gewiß, wenn Aeußerungen fallen, die dazu angetan sein können, das Volk oder Teile desselben aufzupeitschen. Lasen wir da am Samstag die „Liechtensteinische Arbeiterzeitung". Schon des öftern wurden den Lesern dort Dinge präsentiert, die mit gesundem klarem Verstand und mit dem biedern Liechtensteiner Gemüt nicht das geringste mehr gemein haben. Wir haben vor langer Zeit einmal darauf hingewiesen, daß in jener Zeitung volksfremde Ideen auftauchen, Dinge, die in unser Land nicht hereinpassen. Ein Mensch, der den Arbeiter in seiner blauen Hose oder seinem verschmierten Kittel nicht gleich achtet wie den Herrn im Gehrock und Stehkragen, ist bei uns kein voller Mensch. Arbeitern aber, die Ideen verbreiten, die einer Großstadt entlehnt sind und auf liechtensteinischen Kalk- und Moorboden verpflanzt werden sollten, um den Unsegen, den sie anderswo gebracht, auch in unserm kleinen Ländchen zur Entzweiung des Volkes auszustreuen, solchen Arbeitern treten wir offen entgegen. —

Hören wir den Artikel „Gegen Kapitalisten und ihre Diener" aus Nr. 22 unserer „Arbeiterzeitung", die vom oberen Verband herausgegeben wird.

„Jeder Unternehmer, Handwerker und Geschäftsmann, Bauer braucht Betriebskapital. Er kann es heute nur bekommen, wenn er gewillt ist, viel Zins zu bezahlen. Eine alte Erfahrung hat gelehrt, je höher der Zins, desto niedriger der Lohn des Arbeiters, desto niedriger die Existenzmöglichkeiten der Unternehmer, Handwerker und Bauern.

Das beste Geschäft in der Gegenwart ist neben dem Beruf des Advokaten das des Geldverleihers. Es schafft mühelos ein arbeitsloses Einkommen. Denke nach, wieviel Liter Schweiß diesen Nichtstuern gratis verabfolgt wird. Der arbeitet, ist halbwegs unter gegenwärtig teuflischer Wirtschaftsordnung entehrt, denn bei uns wie überall gilt der, der kein Geld hat, nichts, sein Wort verklingt als leerer Schall; dem Kapitalisten dagegen, mag er noch so schlecht sein, huldigt man wie einem Gott".

Es sind dies Worte, denen jede Berechtigung besonders in unserem Lande fehlt. Knechte wird es immer geben, die vor dem Gelde katzenbuckeln, sie sind in allen Ständen zu suchen, auch bei dem sogenannten Proletariat; sie sind in unsern Augen alle gleichwertig, mit ihren Diensten treten sie edles Menschentum mit Füßen. Das tut nichts zur Sache. Von der Hand weisen aber werden wir aufhetzerische Worte, wie die vorigen, die aus einer leidenschaftlichen Feder stammend, über die Wirtschaftsordnung in unserem Lande vor allem sich hinwegsetzten. Wir sind gegen die Auswüchse des Kapitalismus, verurteilen hohe Zinsen; Kapitalbildung und Sparsinn aber setzen wir der heutigen zersetzenden und ungleichen Verbrauchertätigkeit im Wirtschaftsleben mit aller Deutlichkeit entgegen. Nennen wir in Liechtenstein Kapitalisten? Und ist es nicht gerade das Kapital, das uns gegenwärtig Arbeit schafft? Ist es nicht das Kapital, das in letzter Zeit wenig flüssig war, dessen Nichtflüssigkeit die Schweiz und wir in Liechtenstein so sehr verspürten? Erspartes, mit Tüchtigkeit und oft so sehr im Schweiße des Angesichts verdientes Geld. Noch einmal: wir verurteilen alle Auswüchse, stellen uns aber ebenso energisch gegen solche Hetzworte.

Hören wir weiter:

„So wie jetzt kann es nicht mehr lange weiter gehen, ein neuer Krieg oder Revolution bereitet sich vor. Sieger in beiden wird sein der Mammon und du, schaffendes Volk, bleibst in dieser Armut und opferst Gut und Blut, wenn man sich nicht geschlossen gegen den bittersten Feind des werktätigen Volkes wehrt".

So steht es in einer Zeitung Liechtensteins geschrieben, selbstverständlich ohne Wegangabe, ohne Eintreten auf Tatsachen und frei von allen Folgerungen für die liechtensteinische Oeffentlichkeit, vor allem ohne Angabe des Weges, der für die liechtensteinischen Arbeiter zum Ziele führen könnte. Und dieses Ziel: die Nachkriegszeit mit allen ihren Auswirkungen gibt uns deutliche Antwort, wie verworren und unhaltbar es im Weltgeschehen steht.

Zum Schlusse noch den Schlußsatz jenes Artikels:

„Den Kampf gegen den heutigen Kapitalismus; dieser Kampf muß alle diese Blutegel, die sich an unsere Arbeit angesetzt haben u. uns das Werk aus unsern Knochen saugen, hinwegfegen".

Billig und recht wird man das Streben der Arbeiterschaft nach Verbesserung der Existenz betrachten, soweit es im Rahmen des Möglichen liegt. Solch verworrenes Zeug aber muß abgelehnt werden, weil es nichts anderes als puren Klassenkampf predigt. Aus dieser Auffassung heraus haben wir nach langem wieder einmal dagegen Stellung bezogen. Solche Schreibweise ist keinesmegs im Sinne der liechtensteinischen Arbeiterschaft gelegen.

Liechtensteins Jugend und ihre Fürstin.

„Mit edler Mutterhand
schützet treu Volk und Land
die Fürstin mild;
Hoch leb' das Fürstenpaar
Gott schütz' es immerdar;
Aus unseren Herzen klar
der Jubel quillt".

Das sangen am Sonntag, den 14. August ds. Jahres beinahe zweitausend Kinderkehlen als Bekenntnis zur Fürstin Elsa in Vaduz. Es war aus dieser Einigkeit zwischen Fürstin u. der Jugend nicht recht zu erkennen, hat Liechtensteins Jugend ihrer Landesmutter den Tag geweiht oder die hochherzige Fürstin diesen Tag der Jugend ihres Landes.

Ich hörte Nationalhymnen vieler Länder u. Völker im festlichen Gepräge den Herrschern verschiedener Staaten darbringen. Ich sah viele Huldigungen in der großen Welt, ich sah und hörte aber nirgends dieses ungedrillte Wollen einer ganzen Landesjugend, einem geliebten Fürstenpaar an einem Tag im Jahr das Gelöbnis darlegen zu dürfen, „Gott schütze es immerdar". Die Kinder sind ohne Etikette zum Fürstenpaar gekommen, sie haben ihrer Fürstin außer Blumen und wunderschönen Liedern und Spielen nichts Diamantenes schenken können. Aber eines haben diese Kinder, jedes einzeln und doch alle geschlossen ihrer Fürstin dargebracht, „ihre treue kindliche Seele". Das sollte in kindlicher Naivität besagen „auf uns kannst Du, Mutter aller Liechtensteiner, ob arm oder reich, wenn wir mal groß sind, so bauen, wie Du heute, auf unsere Eltern bauen kannst".

Mütterlich, in der schmucken Tracht des Landes, ohne Zeremoniell, saß die Fürstin u. hatte das Lachen und Weinen in den Augen. Beides vor Freude, weil diese Kinderhuldigung das Gefühl eines Geborgtsein auslösen mußte.

Wohl keine Parade kann solch' eine lustige, herzliche Kinderschar ersetzen, die aus nah und fern, aus allen Orten, aus Berg und Tal, an diesem Tag herbeigeströmt sind, um nicht mit großen Worten, dafür aber mit hellen Stimmen der Wohltäterin des Landes u versichern, daß sie „unser" ist und Liechtensteins Jugend „ihr" gehört. —

„Aus unserm Herzen klar der Jubel quillt", das war ein gesungenes, ehrliches Wort einer Jugend, die zusammenkam einmal im Jahre und in der Fürstin die Mutter des Landes fand und ihr huldigten . . .

Wer liechtensteinisch fühlt, der konnte sehen, daß hier echtes Volkstum wurzelt, mit dem Gelöbnis „Hoch leb' das Fürstenpaar — Gott schütz' es immerdar!" Die Sonne, die später über den Säntis unterging, war sich des Tages Ehr' bewußt und gab ihr schönstes Leuchten diesem großen hehren Feste . . . O wär' diese Eintracht in meiner und anderer Heimat auch . . . Hans René — Vaduz.

Der Tonfilm, seine Förderung und Ablehnung.

von Hans René, Berlin-Vaduz.

(Schluß)

Der schlechte Film muß abgelehnt, der gute Film gefördert werden. Der deutsche Film steht in der Wirtschaft an zweiter bis vierter Stelle. Hunderttausende von Arbeitern werden beschäftigt. Von diesem Standpunkt aus darf man mit einer Handbewegung die ganze Filmindustrie nicht ablehnen. Diese technische Kunst muß vor gefunden, dann wird sie eine der Menschheit nur Nützliche sein. Wie groß die Ausbreitung des Tonfilms nur durch einen deutschen Filmkonzern „Ufa" allein schon erobern vordringt, beweisen die statistischen Zahlen dieses Monsterunternehmens. In den großen Ateliers in Neubabalesberg werden oft täglich außer den Hauptdarstellern bis zu 2500 Personen als Komparsen, das sind Statisten, beschäftigt. So ein Statist wird von 12 bis 25 Reichsmark aufwärts entlohnt, je nachdem sein Typ oder seine Eleganz mit Garderobe gesucht wird. In Berlin und Wien sowie allen größeren Städten, wo gefilmt wird, werden von staatswegen eigene Filmleutebörsen geführt. Hier kann sich der Aufnahmeleiter oder Regisseur seine Leute, die er am nächsten Tage benötigt, aussuchen. Die Stars großer Firma beziehen heute noch pro Film 30 bis 70,000 Reichsmark. Die Arbeit dafür währt, wenn es lange hergeht, 6 bis 8 Wochen. Die Neubabelsberger Ateliers besitzen alles, was die Technik und Fantasie eines Autors oder Regisseurs ver-

---

Feuilleton

Die reichste Frau der Welt.

Ein abenteuerlicher Roman von George Westfalen.

(Nachdruck verboten)

Frau Daga unterhielt sich mit dem alten Herrn sehr gern.

Heute schien er sehr verärgert.

Frau Daga fragte ihn nach dem Grunde, und Tillmann seufzend: „Gnädige Frau, ich schasse so gern. Es macht Spaß. Aber können Sie nicht den verwünschten roten Kerl, diesen Litl-litl — oder wie der Bursche heißt — herausstun?"

„Was haben Sie denn mit ihm?"

„Er ärgert mich den ganzen Tag. Er ist so ein boshafter Geselle. Ich mache Ordnung. Er merkt es. Schwupp, bringt er wieder alerhand auf die sauberen Wege. Dann hat er mir gestern ein ganzes Beet zertreten. Dem Kerl —, ich wünschte, er wäre wieder bei seinen Brüdern."

„So schlimm wird es nicht sein. Ich will einmal mit ihm reden!"

„Ach ja, gnädige Frau. Auf Sie hört er noch am ehesten."

Sie schritten den breiten Kiesweg entlang.

„Jetzt werde ich Ihnen einmal einen waschechten Amazonasindianer vorstellen. Mein Gatte brachte ihn vor einem Jahre von Amazonas mit. Er heißt Lithe-li. Ist ein kleines, drolliges Kerlchen. Neckt sehr gern. Aber sonst harmlos und friedlich! Aber der Gärtner kann ihn nicht leiden. Dabei hätte er es so bequem, sich des Wilden Gunst zu verschaffen. Er braucht ihm nur hin und wieder ein Päckchen Tabak zu geben oder noch besser — Lithe-li schnupft leidenschaftlich — ein Päckchen Schnupftabak, und Lithe-li geht für ihn durchs Feuer."

„Ich bin gespannt, ihn kennenzulernen, gnädige Frau. Und — ein Glück — ich habe auch ein Päckchen Tabak bei mir. Da kann ich mir gleich seine Gunst erwerben. — Versteht er denn Deutsch?"

„Nein, nur ein paar Brocken Englisch. Ich komme mit ihm aus. Er gehorcht mir wie ein Hund."

„Ich bin gespannt, ihn kennenzulernen."

Lithel-li empfing die beiden vor seiner Hütte.

Er war ein kleines possierliches Kerlchen, etwa 150 Zentimeter groß, mit ein paar listigen, verschmitzten Augen. Seine Farbe war eigentlich nicht braun zu nennen. Wenn man ihr den richtigen Namen geben wollte, mußte man sagen: dreckig.

Mit einem Schwall englischer Worte, die aber zu sechzig Prozent mit indianischen Ausdrücken durchsetzt waren, begrüßte er die Herrin.

Sie machte ihm Vorwürfe wegen seines Verhaltens zu dem Gärtner.

Lithe-li legte die Hände quer über die Brust und sah sie an mit den Augen wie ein Hund, der um Verzeihung bittet, dann sagte er: „Lithe-li gut! Lithe-li folgen. Herrin nicht böse sein."

Frau Daga wandte sich lächelnd an Ernst Schneider.

„Der Schlingel! Immer verspricht er alles, aber im Handumdrehen ist es wieder vergessen. Die Wilden sind wie Kinder."

„Ja!" bestätigte der Kriminalist. „Gut und grausam."

„Dann zog er das Päckchen Tabak aus der Tasche und überreichte es dem Indianer und sagte dazu auf englisch: „Dem guten Lithe-li von seinem Freunde."

Ob ihn nun der Wilde ganz verstanden hatte, das war freilich nicht festzustellen. Aber er fletschte freundlich die Zähne, kreuzte die Arme über die Brust und überschüttete nun auch Ernst mit einem Schwall von Worten.

Schneider nickte ihm zu und sagte dann zu Frau Daga: „Verstanden habe ich freilich so gut wie nichts."

„Ich auch nicht viel. Aber soviel ich herausgehört habe, hat er Ihre Worte verstanden, dankt Ihnen und versichert Sie seiner Freundschaft."

Schneider nickte und sah Frau Daga mit einem seltsamen Blick an.

„Um die restlose Freundschaft des Roten werde ich mich von jetzt an stark bemühen. Ich habe da meine Gründe, gnädige Frau."

Erstaunt sah ihn Frau Daga an.

„Ich kann Ihnen jetzt nicht folgen, Herr Schneider."

„Ich weiß es, Herr Schneider. Sie wollen mir nicht weh tun. Sie sind ja selbst so zart und gütig im Herzen, daß ich nicht verstehe, wie Sie diesen grausamen Beruf, der doch immer und immer wieder an Ihrem Herzen zerrt, ausüben können. Aber — ich gebe Ihnen die Erlaubnis. Nur sagen Sie mir, was vermuten Sie, woran mein Gatte gestorben ist?"

„An einem augenblicklich tödlich wirkenden Gift", antwortete der Kriminalist ernst. —

Die nochmalige Exhumierung wurde nach